



**SIDNEY FORD**  
**BEVOR DEIN**  
**LICHT ERLISCHT**

**BLOOM**

## **Inhaltsverzeichnis**

DIENSTAG

MITTWOCH

DONNERSTAG

FREITAG

SAMSTAG

SONNTAG

MONTAG

EPILOG

## **DIENSTAG**

Mit sanftem Rhythmus züngelten die Wellen unablässig am Bug des Wracks, labten sich geschmeidig am zerfurchten Holz und schlichen sich scheinheilig zurück in die Dunkelheit. Niemand in der Stadt wusste mit Sicherheit, wann es hier gestrandet war, oder wem es gehört hatte. Fest stand bloß, dass es seit Jahrzehnten den Elementen des Pazifiks ausgesetzt gewesen und nur durch sehr viel Widerspenstigkeit nicht zerfallen war.

Kaum jemand traute sich noch auf das schiefe Deck, und genau dieser Umstand machte es zum perfekten Versteck. In klaren Nächten legte sich Andrea Fletcher auf die verwitterten Bretter und verlor sich stundenlang in den Gemälden am Firmament. In den großen Städten hatten die Menschen die Sterne auf die Erde geholt, weswegen es dort keine mehr am Himmel gab. Doch hier, im kleinen Emery an der Westküste von Vancouver Island, achtzig Kilometer nördlich der Hauptstadt Victoria, erschienen sie jede Nacht und funkelten so weit das Auge reichte. In diesen Konstellationen zu schwelgen, diesem Ozean voller glimmender Punkte, von denen viele längst erloschen und zu Geistern der Vergangenheit geworden waren, ja dies erfüllte Andrea mit einem Gefühl tiefer Genugtuung.

Denn es kam überhaupt nicht darauf an, ob sie Großes vollbringen oder überhaupt eine Spur auf dem Planeten hinterlassen würde. Sie brauchte nicht danach zu streben, wichtig zu werden – so wie der Rest der Welt es tat. Dafür hätte ihr ohnehin jegliches Talent gefehlt. Sie konnte zwar gut Skateboard fahren, hatte einen grünen Daumen, lachte viel und gerne. Ja, lachen tat sie überhaupt am liebsten.

Darin war sie wirklich gut. Doch darauf ließ sich keine Karriere begründen.

Karriere.

Das Wort lag ihr schwer auf dem Magen. Ihr Bruder Jake hatte davon tonnenweise in die Wiege gelegt bekommen, sich gar jahrelang wie ein Irrer abgestrampelt. Und was war daraus geworden? Was hatte es mit ihm angestellt?

Dieser Träumer. Ihr Lächeln verblasste. Träumen war was für Spinner. Besonders hier in Emery, wo die Mehrheit der Einwohner in der Vollzugsanstalt Little Haven im Norden Victorias schuftete oder mit kleinen Läden und ein bisschen Fischfang irgendwie über die Runden kam. Nichts davon war eine Lebensart, unter der sie sich ihre berufliche Zukunft vorstellen wollte. Wobei sie sich gerade darüber allmählich Gedanken machen musste. Nun, da ihr letztes Semester am Emery College Institute angebrochen war.

Hier in Emery hatte sie alles, was sie sich je wünschen konnte. Sogar auf Jahre hinaus, wenn sie wollte. Sie wohnte bei ihrer Mum, die oft monatelang auf Geschäftsreise war, und zu deren Häuschen ein Kräuter- und Gemüsegarten gehörte, um welchen sie sich liebevoll kümmerte. Wenn sie es geschickt anstellte, und sich endlich das Fischen beibrachte, würde sie sich bald komplett selbst versorgen können und sich nicht um einen Job zu bemühen brauchen.

Da ihr Vater vor zehn Jahren bei einem schweren Arbeitsunfall im Nahen Osten ums Leben gekommen war, würde sie in ein paar Monaten, bei Vollendung ihres neunzehnten Lebensjahres, Zugriff auf den Treuhandfond erlangen, den er noch im Kindesalter für sie hatte einrichten lassen. In weiser Voraussicht.

Der Nebel ließ nach. Sie hauchte den Lichtkegel an, um seine Ränder zu schärfen. Dass sie sich finanziell, zumindest auf einen gewissen Zeitraum hinaus, abgesichert wusste, war allerdings ein zweischneidiges Schwert. Ihre beste Freundin Chental hatte mal gelästert, dass ihr Leben im Grunde schon ausgehandelt sei.

Doch was war schlimm daran, an einem so schönen Ort wie diesem zu bleiben? Mehrere Generationen ihrer Familie hatten bereits hier gelebt, wie konnte es da verkehrt sein, wenn sie es ihnen gleichtat? Es hatte schließlich seine Zeit gedauert, sich nach der Umsiedlung von Montreal in der Küstenstadt einzuleben.

Ein zweiter, weit schwächerer Lichtkegel schnitt durch den Nebel. Hastig knipste sie die Taschenlampe aus und presste sich das Gerät an die Brust.

«Andrea», rief eine Männerstimme.

Sie erwiderte nichts, ließ ihrem Mund bloß stille Atemluft entweichen.

Der Strahl züngelte weiter durch die Nebelwand. «Zu spät, junge Dame. Ich habe das Licht längst gesehen.»

So ein Mist! Sie rappelte sich auf und spähte über die Bordwand hinab auf den Strand. Vom Lichtstrahl geblendet konnte sie den Mann zwar nicht sehen, doch seine Stimme hatte sie längst erkannt. «Pres», lachte sie. «Hi... Was tust du denn hier?»

Chief Sheriff Stuart Prescott senkte die Taschenlampe. «Das Versprechen halten, das ich deiner Mum gegeben habe», knurrte er. «Jemand muss ja auf dich aufpassen.»

Sie hatte ihn tatsächlich nicht kommen hören. «Du bist doch nicht etwa wegen mir hier raufgefahren, oder?»

«Ne, wo denkst du hin?», brummte er. «Mir gefällt die verlassene Landschaft hier oben. Besonders im Dunkeln.» Er wies mit dem Lichtkegel nordwärts. «War grad auf dem Rückweg vom Naturschutzgebiet. Diese Tage erwische ich ständig welche, die dort Zelte aufstellen.»

«Verirrte Wikinger?»

«Sogar falsche Wikinger hätten mehr Respekt vor der Natur. Und jetzt komm endlich da runter. Sogar mir ist kalt, und ich hab' eine Heizung im Wagen.»

Sie tat ihm den Gefallen, kletterte ins Gebälk und kraxelte durch ein großes Loch an der Bordwand hinaus auf den mit faustgroßen Steinen übersäten Strand der Bucht. Prescott

legte ihr die Hand auf die Schulter und geleitete sie sanft aber bestimmt zum Streifenwagen.

Während er wortlos südwärts entlang der Küste steuerte, musterte sie ihn. Seine schwarze Uniform saß ihm wie frisch gebügelt am Oberkörper und die braunen Locken waren trotz der späten Stunde perfekt gekämmt. Nur seine angespannten Gesichtszüge, die alle paar Meter von vorbeigleitenden Straßenlaternen ausgeleuchtet wurden, verrieten, wie lange er schon im Dienst sein musste.

Wie sie ihn so betrachtete, geschah es wieder. Immer, wenn sie einer Person einen Augenblick lang ihre Aufmerksamkeit schenkte, war ihr, als ob sie Teile von deren Aura erkennen konnte. Nicht dass sie sich auch nur das Geringste aus Esoterik gemacht hätte, aber sie konnte jeweils schwören, ein rötliches Leuchten in der Brustgegend wahrzunehmen. Ein Licht, das ihr - so vermutete sie stark - verriet, wie viel Liebe jemand in sich trug. Das war jedenfalls die plausibelste Erklärung, die sie sich denken konnte. Bei Menschen, mit denen sie eine engere emotionale Bindung teilte, funktionierte es sogar besonders gut. Meist aber verbuchte sie es als kuriose Sehstörung, denn sie hatte gelesen, dass es sogar Menschen gab, die Klänge sehen konnten. Prescotts Licht strahlte gerade nicht allzu weit aus, sondern sammelte sich als helle Sphäre.

Er wurde ihrer Aufmerksamkeit gewahr und strich sich nervös übers Hemd. «Was ist los? Stimmt was mit meiner Krawatte nicht? Sitzt sie schief? Verdammt.»

Sie rettete sich mit einem Lächeln aus der Situation. «Verzeih. War was los heute Abend?»

Prescott schielte feindselig herüber. «Machst du Witze? Dieses dämliche Festival. Es drängen immer mehr Verrückte in die Stadt. Das Seaside Inn und das Old Mortimer sind schon rappelvoll. Wenn das so weitergeht, müssen wir bald eine Camping-Zone im Naturschutzgebiet freigeben.»

Sie passierten eine kleine Gruppe junger Erwachsener, die gehörnte Helme, protzigen Holzschmuck um die Häse und

Felle auf den Schultern trugen. «Valla-Valla», plärrte einer herüber und stemmte sein Plastikschild. «Valla-Valla», bekräftigten seine Freunde und fuchtelten aufgekratzt mit ihren Schwertern.

Prescotts finsterer Blick in den Rückspiegel verriet Andrea, dass er bestimmt gewendet hätte, wäre sie nicht im Auto gesessen. «Warum treibst du dich eigentlich immer wieder auf dem alten Kahn herum?»

Andrea lehnte den Kopf ans Fenster und blickte zum Himmel. «Ich will doch bloß die Sterne sehen», erwiderte sie verträumt.

«Glaub mir. Von denen wirst du jede Menge sehen, wenn das morsche Gebälk unter deinem Hintern kollabiert. Versprichst du mir, dass du nicht mehr auf dem Kasten kletterst?»

Ein sorgloses Lächeln umspielte ihre Lippen. «Vermutlich nicht.» Sie lachte.

Prescott schlug gegen das Lenkrad. «Du bist genauso störrisch wie Catherine.»

Warum auch ein Versprechen abgeben? Ihr gefiel, wie sehr er sich um sie sorgte, und außerdem würde sie damit durchkommen. Er und ihre Mum hatten im letzten Herbst eine dreijährige Affäre beendet. Seither fühlte er sich für sie verantwortlich, wann immer Mum im Ausland weilte. Und das war eigentlich ständig der Fall.

«Störrische Weiber», wetterte Prescott verhalten und kratzte sich umständlich an der großen Nase. «Es ist immer dasselbe. Frauen wollen Männer ändern, aber sie hören nicht hin. Männer versuchen Frauen in Ordnung zu bringen, aber sie bleiben verrückt.»

Sie war sich nicht ganz sicher, was er damit meinte und horchte in sich hinein. «Ich denke sowieso nicht, dass Liebe ewig währt.» Schon im nächsten Moment wunderte sie sich, woher die Worte gekommen waren.

Prescott guckte sie schief an. «Was soll das heißen?»

Sie zuckte die Schultern. «Liebe ist kostbar», beeilte sie sich zu sagen. «Wir sollten sie schätzen, solange sie da ist. Denn irgendwann zieht sie wieder weiter. So ist das halt.»

«Derart pessimistische Worte von dir, die fast immer gute Laune verbreitet?» Er schüttelte heftig den Kopf. «Nimm es mir bitte nicht übel, aber du bist viel zu jung, um etwas über das Thema zu wissen.»

Andrea flüchtete mit dem Blick zum Fenster. Sie mochte Menschen. Sehr sogar, und dies zeigte sie oft und gerne. Doch dem Leben selbst misstraute sie. Menschen konnte man kennenlernen, und selbst wenn sie richtig mühsam waren, mit viel gutem Willen und echter Aufrichtigkeit verstehen lernen. Aber das Leben selbst würde ihr mit seiner Komplexität und Unberechenbarkeit auf ewig ein Mysterium bleiben.

Holzhäuser begannen die Straße zu säumen. Sie hatten die nördliche Geschäftsmeile von Emery erreicht. Prescott hielt am Rotlicht der letzten Kreuzung vor dem Stadtzentrum an und beäugte drei Männer, die vor der gegenüberliegenden Ampel auf protzigen, glattpolierten Motorrädern hockten. Mit ihren modischen Lederjacken und Stiefeln wirkten sie auf Andrea eher wie Hobby-Rocker auf Spritztour als streunende Anhänger einer echten Motorradgang.

Der Sheriff ließ sie nicht aus den Augen, und sie konnte seine wachsende Ungeduld spüren, sobald das Lichtsignal auf Grün wechselte, die drei Motorradfahrer sich aber nicht von der Stelle rührten. Stattdessen blickten sie durch getönte Gläser herausfordernd rüber. Prescott setzte seufzend den Blinker nach links, trat aber noch nicht aufs Gaspedal. Endlich rollten die drei Maschinen los und verschwanden rechterhand in Richtung des neuen Schiffhafens. Er schielte ihnen noch hinterher, bis sie ganz hinter der Filiale der Western Bay Bank verschwunden waren und bog dann links, den Hügel hinauf in den Wald, wo Andreas Elternhaus lag.

«Die sahen doch ganz harmlos aus.»

«Auf Distanz sieht alles harmlos aus.»

Andrea lachte laut heraus. «Pres, was ist nur los mit dir? Du bist doch sonst nie so abweisend gegenüber Besuchern.»

«Mit regulären Gästen habe ich auch kein Problem. Aber wir sprechen hier von einer Horde Fremder, die uns diese Woche heimsuchen wird. Wie ich es vorhergesagt hatte.»

«Nehm' ich dir nicht ab», feixte sie. «Wenn du wirklich geahnt hättest, was uns bevorsteht, hättest du das Festival gleich ganz verhindert. Du bist schließlich der heimliche Herrscher der Stadt.»

«Ich habe wirklich eine Menge versucht», erwiderte er mit abgekämpftem Tonfall. «Aber Larsen konnte die Mehrheit des Stadtrats für sich gewinnen. Er hat sie glauben gemacht, der Event würde die Geschäfte ankurbeln. Wobei ich eher denke, dass einzig wir vom Revier mehr Arbeit haben werden. Und für sich gesehen wäre das sogar noch egal gewesen. Ein Wochenende pro Jahr?» Er verwarf die Hand. «Bringt mich nicht ins Schwitzen. Es ist der Anlass für das Fest, der mich ärgert.»

Andrea schürzte die Lippen. «Du meinst die Tiefenthaler-These?»

Prescott nickte. «Dieser Larsen macht uns noch zum Gespött des Landes. Wie kann man nur ernsthaft glauben, Emery sei von Wikingern gegründet worden? Das ist doch völliger Schwachsinn. Die Welt hatte Tiefenthaler endlich vergessen, da will dieser Spinner morgen bei einer Pressekonferenz neue Beweise vorlegen.»

«Die hören ihm doch bloß zu, weil er mal Geschichtspräsident in Harvard war.»

«Genau meine Befürchtung. Wenn seine Selbstinszenierung genügend Medienvertreter anzieht, dann bekommen das nicht nur die Zuschauer von Kanal 7 mit.»

«Hm, kann uns nicht egal sein, was andere denken?»

«Nicht wenn die Larsens Blödsinn für bare Münze nehmen. Der Mann ist ein gerissener Redner. Der verwandelt Emery noch in einen Wallfahrtsort. Dann herrscht hier das ganze Jahr über Valla-Valla.»

Andrea vermutete, dass ihn hauptsächlich nervte, dass Bruce Larsen ihm zunehmend den Rang ablief. Der Mann hatte sich vor drei Jahren mit seiner berüchtigten Gattin eine Villa an der Küste geleistet. Was er sich aufgrund seiner langen Tätigkeit als Professor mühelos leisten konnte. Seither lehrte er nicht nur Geschichte am Emery College Institute, sondern stand der Fakultät gleich als Rektor vor. Außerdem bekleidete er seit Frühling die Funktion des Bürgermeisters. Prescott vermutete bereits, dass sich Larsen bald eine Bronzefigur seiner selbst am Pier gönnen würde.

Der Streifenwagen hielt am Ende einer Kuppe vor einem einstöckigen, blauen Häuschen zwischen Kreuzung und Waldrand. Andrea löste ihren Gurt und langte nach dem Türöffner.

«Schließe bitte Türen und Fenster. Es sind Räuber unterwegs.»

«Wahrscheinlich einige dieser Mittelalterfreaks.» Sie lachte und kletterte hinaus.

Prescott tat es ihr gleich. «Ich mein es todernst, Mädchen. Die Häuser, in die eingebrochen wurde, standen alle leer. Fast habe ich den Eindruck, es sind Einheimische am Werk.»

«Weißt du, ich hatte mir eh überlegt, ein paar Festivalbesucher als Untermieter aufzunehmen - wo mein Haus zurzeit nur leere Zimmer hat.»

Er winkte ab und zog die Autotür auf, als ihm noch was einfiel. «Eh ich es vergesse; kein starkes Wasser und keine lustigen Kräuter mehr, verstanden? Ich weiß schon, was du und deine Hexenfreundinnen im Keller treiben.»

Andrea blieb auf den Stufen stehen und mimte die Beleidigte. «Oh! Ich werde Chental ausrichten, dass du sie so genannt hast. Sie hört das Wort nämlich gar nicht gern.»

«Du hast mich gehört. Ich mach Kontrollbesuche.»

«Aber nur noch bis nächstes Jahr. Dann lade ich dich an einen unserer Hexenabende ein. Um offiziell mit dir anzustoßen.»

«Lustige Kräuter sind dann aber immer noch tabu.»

«Pah!» Sie stemmte die Fäuste in die Hüften. «Mein Haus.»

Er tippte an seinen Sheriffstern. «Meine Stadt. Nacht, Andrea.» Endlich setzte er sich hinters Steuer.

«Bye, Pres.» Es war mehr gedacht als gesagt. Sie wartete, bis seine Rücklichter in den Schatten verblasst waren, dann nahm sie die letzten Stufen zur Holzveranda und wäre jenseits der Eingangstüre beinahe einmal mehr über den Schirmständer gestolpert. Sie knipste das Licht an, warf ihr Skateboard aufs Sofa und durchschritt das Wohnzimmer, um sich in der Küche Tee zu machen. Während der Wasserkocher zu brodeln begann, musterte sie die blutrote Rose auf der Tasse. Wie so manche Gebrauchsgegenstände in ihrem Haushalt, etwa Regenschirme, Kugelschreiber, Zahnbürsten oder Ventilatoren, zeigten auch die Mehrzahl der Trinkgefäße das Logo der Mayfair Corporation. Manchmal hatte Andrea das Gefühl, nur deshalb gelegentlich an ihre Mum zu denken, weil ihr Eigenheim längst zum Fanartikelshop von deren Arbeitgeber geworden war.

Auch in diesen Tagen war sie wieder im Ausland unterwegs und würde erst Mitte nächster Woche zurückkehren. Müde zog sie sich über die schmale, knarrende Holztreppe in ihr kleines Reich im ersten Stock zurück. Dort wurden Unbefugte von Jennifer Lawrence' Pfeilbogen begrüßt. Die Heldin teilte sich die dunkelgrünen Wände mit The Civil Wars und den Smashing Pumpkins. Bald schon steckte sie in ihrem Pyjama unter der Bettdecke und knipste die Leselampe auf dem Nachttisch aus. Kalte Nachtluft strömte ins Zimmer, weil sie Pres' letzter Aufforderung keine Folge geleistet und das Fenster

speerangelweit offengelassen hatte. Sie zog ihre Decke zum Kinn hoch und versuchte ihre Gedanken zu ordnen. Das Zitat von vorhin ging ihr nicht aus dem Kopf. Von wegen, dass Liebe nicht ewig währen würde.

Warum hatte sie das gesagt?

Extra betonen brauchte man es nicht, denn es war nun mal eine klare Tatsache, dass die Liebe in den Leben der meisten Menschen etwas Vergängliches, nicht selten Flüchtiges war. Und mochte ihr auch noch kein Duda das Herz gebrochen haben, so hatte sie bereits in jungen Jahren einen herben Verlust hinnehmen müssen. Sie wandte den Kopf nach dem Tischchen, auf dem ein kleines, gerahmtes Bild thronte. Im Halbdunkeln konnte sie das Foto hinter dem Glas nicht erkennen, aber sie kannte es auswendig. Es zeigte ihren Vater in seiner Uniform, kurz vor seiner Abreise in den Nahen Osten. 2005. Das Jahr, in dem ihr Leben komplett auseinandergefallen und sie beinahe in einen Abgrund aus Verzweiflung gestürzt war, weil er von einem Tag auf den nächsten...

Der Gedanke ließ eine heiße Träne über ihre Backe kullern. Trotz seiner Stärke und seinem gewaltigen Wissen. Dies hatte sie gelehrt, dass das Leben ein Geschenk ist. Sie hatte nur deshalb die Kraft gefunden, weiterzumachen. Weil sie sich selbst das Versprechen gab, von nun an jeden einzelnen Tag ihres Lebens zu schätzen und zu genießen. Bis zu dem einen Tag, an dem auch für sie alles vorbei sein würde. Und selbst, wenn sie ihren Dad dann wieder in die Arme schließen konnte, so hätte sie auf der Stelle eine Ewigkeit dafür eingetauscht, ihm vor seinem Tod gesagt zu haben, wie sehr sie ihn liebte.

Lärm riss sie aus ihren schweren Gedanken. Vertraut klingender Krach, der die Ankunft eines Besuchers ankündigte. Es hörte sich stets so an, als rüttelte jemand wütend an den Jalousien, wenn er auf dem breiten Sims landete. Wie meistens um Mitternacht stattete ihr Parrot, die kleinwüchsige Adlereule einen kurzen Besuch ab.

Parrot streckte den Kopf ins Zimmer und stieß ein knappes «Hu» aus. Es erschien Andrea, als schaute er sich mit seinen riesigen, grüngelben Augen in ihrem schummrigen Zimmerchen um. So als wolle er sich vergewissern, dass nichts Böses in den Schatten lauerte. Durch ein trotziges «Njäh» verkündete er, dass alles in Ordnung war und verschwand mit theatralischem Flügelschlag in den Weiten des Waldes. Sie zog sich die Decke über den Kopf und fiel sofort in einen tiefen Schlaf.

\*\*\*

Schritte. Dumpfe, zornige Schritte inmitten rabenschwarzer Finsternis. Dann schwacher, rötlicher Schein, der von den Wänden auf den Rücken einer Gestalt fiel. Sie hatte den Kopf gesenkt. Auf dem dunklen, kurzen Haar thronte ein gezacktes Objekt. Eine schmucklose, wuchtige Krone aus Eisen, die Ermächtigung ausstrahlte. Der Mann hob seinen eisigen Blick und packte mit goldbesetzten Pranken ein Gitter, brüllte mit weit aufgerissenem Mund stumm durch die Stäbe in ein leeres Verlies.

Aus dessen lehmigem Boden schoss ein Holzpfehl ans karge Licht der Fackeln – und ein zweiter, und ein dritter. Bis die ganze Zelle mit sprießenden Pflöcken ausgefüllt war. Andrea bezeugte, wie die Pfähle, feist wie Baumstämme, die Decke durchbrachen und in schwindelerregende Höhen wuchsen. Die Dunkelheit und der Mann mit der Krone waren nicht mehr, und als sie ein paar Schritte zurück machte, wurde ihr bewusst, dass die Pfähle einen riesigen Wall gebildet hatten, der sich nach beiden Seiten uneinholbar auszubreiten schien. Wieder vernahm sie Schritte. Diesmal war es ein umsichtiges Schleichen. Hinter ihr waren fremdartige Krieger aufgetaucht. Sie trugen Leder und Fell, hatten sich Farbstriche auf die Haut gemalt, trugen Schmuck auf der Brust. Auf einmal kamen sie ihr bekannt

vor, vertraut sogar, doch sie vermochte nicht den Finger darauf zu legen, aus welcher Epoche sie stammten.

Die Männer näherten sich der hölzernen Mauer nur zögerlich. Mit verschlossenen Gesichtern klopfen sie die Pflöcke ab, tippten sie mit Speerspitzen an, bis ein schreckliches Fauchen sie herumfahren ließ. Der unbestimmbare Hintergrund, vor dem die Krieger aufgetaucht waren, hatte sich in einen tiefen Regenwald verwandelt, und inmitten der Stämme erschien eine unscharfe, rot schimmernde Silhouette. Sie rückte näher und näher. Fast so, als hätte sie sich gegen jedes physikalische Gesetz übergangslos von Baum zu Baum bewegt. Schließlich war sie nah genug, damit Andrea erkennen konnte, dass sie lichterloh in Flammen stand. Der Anmut nach, mit der sie ihren Arm hob, handelte es sich um ein weibliches Geschöpf. Ein Energiestoß zuckte herüber und die Kämpfer um Andrea vergingen unter jämmerlichen Schreien wie Schatten im Flutlicht. Es folgte ein zweiter Strahl. Er traf Andrea mitten im Gesicht, doch er blendete bloß. Als sie die Sicht wiedererlangte, hatte sich die Umgebung erneut verändert.

Das magische Tageslicht, das eben noch von Baumkronen zerschnitten auf feuchte, laubbefallene Erde fiel, war grauer Monotonie gewichen. Sie stand auf einem dunklen Teppich in einem muffigen Zimmerchen. Hinter der Scheibe eines kleinen Fensters kapitulierte der Tag vor der schwelenden Bitterkeit, die den Raum im Würgegriff hielt. Da waren keine Farben. Da waren nur Skalierungen zwischen Grau und Schwarz.

Nun bemerkte Andrea ein kleines Bett. Darauf saß eine Gestalt, vermutlich ein Mann. Sie konnte lediglich seine Umrisse erkennen, sah nicht sein Gesicht, nicht seine Augen, aber sie spürte, wie er sie anstarrte. Erneut kroch es in ihr Herz, dieses Gefühl. Noch immer konnte sie es nicht benennen, aber ihr wurde klar, dass ihr etwas dicht auf den Fersen war. Etwas, das sie schon lange abgeschüttelt

geglaubt hatte, doch vor dem sie in Wirklichkeit ihr halbes Leben gerannt war. Ein Gefühl wie alle Schrecken der Welt zusammengepfercht in einen einzigen Raum. Eine Bedrohung, der sie nicht gewachsen war. Eine Entität, die sie mit Leib und Seele zu verschlingen suchte.

Welche nur Schritte davon entfernt war, sie ein für alle Mal einzuholen.

## MITTWOCH

Am nächsten Morgen hockte sie sich schlaftrunken vor den Fernseher, noch bevor sie überhaupt den Pyjama gegen richtige Kleider getauscht hatte. Mit einer Schüssel voller Frühstücksflocken und noch viel mehr Milch in der Hand, um den Tag mit den Neuigkeiten aus aller Welt zu beginnen. Ein Ritual, das sie an jedem Schultag vollzog und das ihr Mum vergeblich auszutreiben versucht hatte. Sie guckte bevorzugt den Lokalsender CTV News, wobei sie nicht genau hätte sagen können weshalb. Das Sendeformat war in etwa gleich epileptisch wie das der Konkurrenzkanäle. Aber sie mußte ja informiert sein, sonst konnte sie in den Pausen nicht mitreden. Außerdem war das reale Leben grad spannender als jede Fernsehserie. So mitreißend, dass man den Handlungsfaden augenblicklich verlor, wenn bloß ein einziges Update verpasste.

Seit Tagen nämlich hielt ein internationaler Zwischenfall im hohen Norden Europas die Welt in Atem, und der Aufmacher prangte in goldenen Buchstaben auf dem blauen Band am unteren Bildrand.

### Patt am Pol – die Soroya-Krise

Begonnen hatte alles mit der Meldung, Russlands meistgesuchter Terrorist, Eral Madraguda, sei in der Hafenstadt Murmansk an der Grenze zu Norwegen gesichtet worden. Madraguda, der unangefochtene Drogenkönig Osteuropas, kontrollierte nicht nur drei Viertel aller Heroinimporte ins ehemalige Sowjetreich, man sagte ihm auch nach, exklusiv für Erfindung, Herstellung und Vertrieb der brandgefährlichen Synthetik-Droge Kravatchnik verantwortlich zu sein. Der Name bedeutete frei übersetzt ‚Krepieren in Zeitlupe‘. Laut Klatschpresse ging der

Straßenname auf Madragudas Vorliebe für Bruce Willis-Filme zurück.

Seit nun ausgerechnet die Tochter von Präsident Vadim-Jor Shumakov im Frühjahr an einer Überdosis erlegen war, machte ganz Russland erbittert Jagd auf den Verbrecher. Dennoch war Madraguda eine spektakuläre ‚Blutflucht‘ aus Murmansk gelungen. Seine Spur führte zum öden, norwegischen Eiland Soroya, vor deren Küste er ein italienisches Polarforscherboot kaperte und die fünfzig Mann starke Crew in seine Gewalt nahm, um seiner Ergreifung durch den Geheimdienst FSB vorerst zu entgehen. Beim Versuch einer russischen Eliteeinheit, die Geiseln zu befreien, zündeten Madragudas Leute versteckte Sprengsätze, wodurch das Forschungsschiff versenkt und dreiunddreißig Wissenschaftler und achtzehn Soldaten in ein nasses Grab gerissen wurden.

Madraguda selbst war zu dem Zeitpunkt längst auf Soroya geflüchtet, woraufhin Präsident Shumakov persönlich die Stürmung der Insel durch seine Streitkräfte befahl - eine Provokation, welche von den Norwegern nur Stunden später mit einer Offensive auf den Landetrupp erwidert wurde. Wie durch ein Wunder kam dabei niemand zu Schaden und die Russen zogen sich einstweilen auf ihre Fregatte zurück, um den Skandinaviern das Feld für die Suche nach Madraguda zu überlassen, welcher sich in den verschlungenen Höhlen im Südwesten der Insel versteckt hielt.

Während die Suche trotz enormer Anstrengungen keine Resultate lieferte, gesellte sich ein ganzer Flottenverband samt zweier Atom-U-Boote der russischen Armee vor die Küste. Und heute, drei Tage später, nachdem die Norweger des Massenmörders noch immer nicht habhaft geworden waren, schien dem russischen Präsident endgültig der Geduldsfaden gerissen zu sein, so wusste die blonde Moderatorin.

Die Regie blendete die Aufzeichnung einer Ansprache ein, in welcher Shumakov unverhohlen damit drohte, Soroya mit

einem Nuklearschlag aus dem Meer zu pusten. Mit hochrotem Kopf schleuderte er die Faust so hart auf seinen Schreibtisch, dass die kleine Landesflagge an der Kante zu Boden fiel. Er warf der Regierung in Oslo vor, die Suche nicht mit dem gebührenden Eifer und Respekt zu verfolgen.

Zornig attestierte er Behördentrott und Verzögerungstaktik, weil es laut Angaben des FSB außer Frage stehe, dass sich Madraguda noch immer auf dem Eiland aufhalte. Shumakov machte klar, dass Russland seine Interessen auch auf fremdem Boden durchsetzen könne und im vorliegenden Fall sogar zwingend müsse. Notfalls vor den Augen der ganzen Welt, denn der Drogenkönig stelle für seine Nation ein nicht länger akzeptables Risiko dar und müsse unverzüglich ausgeschaltet werden.

Tausende russische Leben stünden auf dem Spiel. Wer also diesem Schwerverbrecher willentlich oder unwissentlich Unterschlupf gewähre oder seine Ergreifung maßgeblich erschwere, so poltere der Kremlchef laut Übersetzer, müsse mit der ungebremsten Vergeltungskraft der gesamten russischen Streitkräfte rechnen.

Danach bemerkte die Moderatorin, Shumakovs harte Linie würde selbst von regierungsnahen Medien heftig debattiert, und dass Norwegens Marine auf dem Weg zu der umstrittenen Insel sei, um jegliche weitere Aggression zu beantworten. Weiter hätte US-Präsident Charles V. Levinson im Zuge der Eskalation eine Eilkonferenz im norwegischen Küstenstädtchen Hammerfest einberufen. Levinson sei bereits unterwegs und würde noch vor Abend zu Gesprächen mit beiden Seiten in Norwegen eintreffen. Auch der italienische Staatpräsident Salvatore D'Avanti hätte in Rom einen Flieger mit Kurs auf Hammerfest bestiegen. Dass seine Delegation allerdings zu den Gesprächen vorgelassen würde, sei bisher weder von russischer noch amerikanischer Seite bestätigt worden.

Was für eine Wahnsinnsgeschichte! Andrea stellte überrascht fest, dass sie ihre Frühstücksflocken in der Milch

hatte ertrinken lassen. Kein Wunder eigentlich, so unwirklich wie ihr die Brandrede des russischen Präsidenten erschienen war. Missmutig studierte sie die schaukelnden Inselchen, schaufelte sich ein paar Löffel davon in den Mund und stellte den Teller beiseite.

Auf dem Bildschirm hatte die Krise längst Platz für eine lokale Entwicklung gemacht. Wie von Pres vorhergesagt, hielt der gegenwärtige Stadtvater Bruce Larsen eine Pressekonferenz. Vor der Bibliothek auf einem Podest hinter einem Strauß Mikrophone stehend, rückte er seine Brille zurecht und lächelte dieses diabolische Lächeln. CTV News betitelte das Ereignis als

Direktor von Emerys Wikingerfestival meldet sich zu Wort.

Larsen, ein wohlgenährter Mann mit dunklem Jackett, Fliege, sorgfältig nach hinten gekämmten blonden Haaren, packte das Podium mit seinen fleischigen Pranken und legte los. «Liebe Pressevertreter und Vertreterinnen. Ich freue mich außerordentlich, dass Sie meinem Aufruf so zahlreich gefolgt sind. Wie Ihnen nicht entgangen sein dürfte, findet heuer das erste... Äh, offizielle Wikingerfestival unserer schönen Küstengemeinde Emery statt.» Sein Lächeln wurde breiter. «Das Valla-Valla. Das ist übrigens Finnisch für ‚Festival‘.

Über die geplanten Festivitäten gibt es bestimmt noch eine Menge zu berichten, aber der Zweck dieser Konferenz ist die Erläuterung der historischen Hintergründe der Veranstaltung. Denn wären unsere Erwägungen rein kommerzieller Natur, hätten wir gleich nach den Untoten des Landes gerufen.»

Das gedämpfte Gelächter, das ihm die Pointe einbrachte, tat er mit gönnerhafter Geste ab. «Lassen Sie mich daher gleich auf den Punkt kommen. Der Grund, warum wir in Emery die Wikinger feiern, rührt daher, dass unsere schöne Küstengemeinde einst von Seefahrern aus dem fernen hohen Norden gegründet wurde. Wie schon in den frühen

Siebzigern vom deutschen Archäologen Heinz-Josef Tiefenthaler nahegelegt.»

Lichtblitze gingen auf Larsen hernieder. Eine alte Dame, die sich mit bemessenem Abstand neben Larsen gestellt hatte, verdrehte in offensichtlicher Fremdscham die Augen. Es war Louise Dennier, die Museumsleiterin, der man seit Beginn der Konferenz ansah, dass sie am liebsten ganz woanders gewesen wäre.

Durch das aufbrandende Tuscheln der Journalisten erhob sich eine Frauenstimme. «Herr Professor. Mireille Oakley, von CTV News Vancouver Island. Wurde diese These nicht vor Jahrzehnten mit dem Argument widerlegt, dass eine Überfahrt von Norwegen zum nordamerikanischen Kontinent via Russland mit den damaligen Mitteln komplett unmöglich gewesen sei?»

Larsen zuckte lässig mit den Schultern. «So dachte man. Aber den Kollegen von damals lagen nicht die Befunde vor, welche erst kürzlich durch die Fachpresse gingen.»

«Von welchen Befunden sprechen Sie bitte?», verlangte eine andere Stimme zu wissen.

Larsen senkte die Brille, um eine Notiz auf dem Rednerpult abzulesen.

Mittlerweile wechselte der Sender den Untertitel.

Emery doch von Wikingern gegründet?

«Da wäre zunächst mal der Yorashi-Bericht.» Er holte zu einer entschuldigenden Geste aus. «Sie kennen Hukami Yorashi? Den japanischen Klimaforscher? Nun, er zitiert in einem Papier, das er voriges Jahr veröffentlicht hatte, den portugiesischen Seefahrer Vitor Carvalho. Carvalho wiederum beschrieb in seinem Logbuch einen Strom, der ihn mit doppelter Geschwindigkeit beförderte, nachdem er die Bolshevik-Insel passiert hatte. Er nannte das Phänomen *Succao*, und wir können davon ausgehen, dass dieser Schnellstrom für mehrere Jahrzehnte konstant blieb.»

«Aber Herr Professor», meldete sich ein dritter Journalist, «Carvalho legte weite Teile seiner Reise durchs heutige

russische Küstenland zurück. Tiefenthaler zufolge waren die Wikinger jedoch auf dem Meer unterwegs. Auf einem Abschnitt, der über hunderte Kilometer hinweg mit dichtem Eis bedeckt war.»

Larsen entbot ein nachsichtiges Lächeln, das einem schadenfreudigen Grinsen unverschämt nahekam. «Diese Annahme ist in der Tat naheliegend, Herr. Doch neuesten Erkenntnissen zufolge war das Eis damals weit genug nach Norden abgeklungen, dass eine Passage durchaus möglich war. Ähnlich wie heute übrigens. Dank dem Klimawandel steht der Nordostpassage eine neue Blütezeit bevor.» Er drückte die Brille zurück ins Gesicht. «Kombiniert man dies also mit brennendem Heldenmut, so spricht eigentlich nichts dagegen, dass nordische Elitekrieger nach nur drei Monaten Seefahrt vor unserer Küste festmachten.»

«Das sind doch bloß Indizien, keine Beweise, Herr Professor», widersprach die erste Fragestellerin.

Larsen fasste in seine Jackentasche und holte ein kleines, ledergebundenes Büchlein hervor. «Dann lassen Sie mich einen handfesten Beweis präsentieren. Dies hier ist eine Sammlung isländischer Sagen, die von den Abenteuern der Wikinger aus Jahrhunderten erzählen. Sie ist erst kürzlich an einer Auktion in London aufgetaucht.» Er lehnte sich vor und blickte über den dünnen Goldrand seiner Brille, während er den Band wie den Heiligen Gral stemmte. «Eine der Geschichten deckt sich mit den Runen auf dem Mahnmal, das Tiefenthaler 1974 entdeckte.»

Wieder verfielen die Pressevertreter in wirres Schnattern und ein Gewitter aus Fragen prasselte auf ihn ein.

Er griff jedoch keine davon auf, sondern schielte nur gemütlich auf seine Armbanduhr. «Und das ist leider alles, was ich Ihnen für den Moment sagen kann, denn nun muss ich los. Meine Geschichtsklasse erwartet mich. Doch ganz Emery würde sich freuen, wenn Sie noch ein wenig verweilen und unsere Gastfreundschaft genießen. Unser

Wikinger-Museum befindet sich derzeit noch im Aufbau, aber wir vom Stadtrat sind uns einig, dass der Erfolg dieses Festivals aus dieser schlichten Baracke schon bald eine gut frequentierte Stätte machen wird.» Als er das Buch in seine Jackettasche geschoben hatte und sich abwenden wollte, setzte sich die Stimme von Reporterin Oakley gegen die Kakophonie durch.

«Herr Professor, woher wissen wir, ob dieser Band keine Fälschung ist?»

Er smilete gefällig. «Ich besitze einen Laborbefund, den ich der Presse auf Anfrage gerne zukommen lasse.» Schon war er aus dem Bild verschwunden.

Andrea griff nach der Fernbedienung und wählte als nächsten Kanal ihr eigenes Leben. So durcheinander war sie nach dem Anschauen einer Nachrichtensendung schon lange nicht mehr gewesen. Ausgerechnet ihr kleines Küstenstädtchen sollte der Ort sein, wo Kanada und die Vereinigten Staaten ihren Anfang genommen hatten? Sie hing dem Gedanken noch ein wenig nach, dann sprang sie abrupt auf. Professor Bruce Larsen war *ihr* Geschichtslehrer!

Eine gute Viertelstunde später stülpte sie vor dem Haus ihre bevorzugte, dunkelblaue Strickmütze auf ihre hellroten, mäßig trockenen Haare, streifte sich die Sporttasche mit den Schulbüchern über die Schultern und trat auf ihr Skateboard. Die Fahrt ins Dorfzentrum dauerte jeweils gute fünf Minuten, in denen sie den neuen Tag begrüßen und sich frei fühlen konnte, bevor es im College, wegen seinen hohen Gebühren auch Vampirium genannt, wieder ernst wurde.

Die asphaltierte Waldstraße war gerade steil genug, um ihr Skateboard von allein rollen zu lassen, nachteiligerweise aber äußerst kurvenreich. Sie wurde zu beiden Seiten von hohen Tannen und Laubbäumen gesäumt, deren Kronen in dichten Nebelschwaden hingen. Mum sah es überhaupt nicht gerne, wenn sie den Hügel hinabfuhr, doch Andrea schaute oft genug selbst nicht hin. Sie kannte die Strecke mittlerweile nämlich so gut auswendig, dass sie, seitwärts

auf ihrem Brett stehend, nicht selten die Augen schloss und sich nur aus dem Gedächtnis orientierte.

Manchmal bildete sie sich ein, sie wäre noch weiter weg von der Zivilisation, mittendrin im Nirgendwo und ihre Fahrt würde alle Ewigkeit dauern. Die berüchtigte Kehrtwende in der Mitte der Route beim alten Moor, nahm sie stets blindlings, und genoss den kühlen Morgenwind, der ihre schulterlangen Haare streifte. Sie horchte dem harten Rauschen der Räder, die kleinen Erschütterungen durch Unebenheiten der Straße und besonders den Gesang des Waldes, der zunehmend von den Klängen der Innenstadt überlagert wurde.

Automotoren, Gesprächsfetzen, die Aufregung der Möwen. An der Hauptkreuzung, wo sie in der Nacht zuvor noch den finsternen Bikern begegnet waren, bremste sie ab, sprang vom Rollbrett und wartete, bis sie den weißen Fußgängerstreifen überqueren konnte. Wer zum ersten Mal in der Stadt erwachte, hätte denken können, Emery sei ein putziges kleines Fischerdörfchen, das von der West-Coast-Road um einen Kilometer verfehlt worden war. Denn just auf diesem Teil der Insel verließ die Hauptstraße das Ufer für eine steile Route ins Landesinnere.

Doch in Wirklichkeit besiedelten die Ortschaft über dreitausend Emerianer, von denen die meisten am Hügel wohnten, der sogenannten Altstadt hinter Tannenreihen. Wer dort eins der zumeist schlichten Holzhäuschen besaß, lebte oft schon Jahrzehnte hier, oder hatte einfach nicht so viel Geld wie die eher reichen Bürger, in den opulenteren Villen südlich des Stadtzentrums oder entlang des Meeresufers. Wenig verwunderlich, dass sich dort das Aquarium, mehrere Kunstgalerien, eine Hochzeitsboutique und der Tennisclub befanden. Rechterhand führte die Rush-Street, Emerys wenig befahrene Hauptverkehrsader, zur Innenstadt und wurde mehrheitlich von Geschäften gesäumt.

Da waren Surf- und Souvenirshops, der Bootsartikelverleih, der Fischereibedarf, heimelige Restaurants und Pubs aus dunklem Holz, der Likörladen, zwei Motels und eine Drogerie. Auch an den vielen Menü- und Werbetafeln, die die Ladenbesitzer allmorgendlich vor ihre Türen stellten, ließ sich ablesen, dass Emery gerne Besucher empfing. Allerdings war die Stadt im Vergleich zu Ucluelet und Tofino, den beiden Surfer-Gemeinden im fernen Norden, noch immer ein Geheimtipp bei Reisenden. Dies lag nicht zuletzt daran, dass man auf den Tourismus nicht übermäßig angewiesen war.

Die Geschäftsbesitzer waren mehrheitlich Zugezogene und ließen bevorzugt Emerianer oder Leute aus angrenzenden Gemeinden die Kundschaft bedienen. Wer wiederum nicht hinter einer Ladentheke stand, arbeitete in der Strafvollzugsanstalt Little Haven, zwanzig Kilometer südlich.

Dass sich das große Geld so ungehemmt hatte breitmachen können, war auf die Änderungen der Bauzonenordnung in den Achtzigern zurückzuführen - eine Anpassung zugunsten der Bedürfnisse von Reichen und ihren eitlen Bauplänen. Mehrere Naturschutzgebiete waren quasi über Nacht aufgehoben worden. Die Idee dazu stammte von einem reichen Industriellen. Pres' Vater, damals Bürgermeister, hatte die Änderungen mit allen Mitteln zu verhindern versucht, war am Ende aber überstimmt worden. Der Industrielle ließ daraufhin ein neues Polizeigebäude, eine Feuerwehrezentrale und eine Shopping-Mall errichten, was ihm bei den Angestammten viel Sympathie eingebracht hatte.

Und natürlich hatte er den Umbau der großen Bucht zum Yachthafen berappt. Wo nur wenige Jahre zuvor Fischfang noch ein Thema gewesen war, lagen nun statt Angelkutter dutzende Hausboote und Katamarane vor Anker. Ende der Nullerjahre schließlich spülte es eine weitere Migrationswelle von Schwervermögenden an den Strand von

Emery. Viele von ihnen mit geschmacklosen Geländewagen, die ihnen für eine Waldfahrt selbstverständlich zu schade waren und einem verzogenen Nachwuchs, der Kindern aus eher einfachem Haus durch Ausgrenzung das Leben schwermachte. Für Pres, das schlechte Gewissen der Stadt, war Bruce Larsen die Verkörperung dieser neuerlichen Invasion. Wofür er ihn verabscheute und gleichzeitig auch ein kleines bisschen bewunderte. Selbst wenn er letzteres selbst ihr gegenüber niemals zugeben würde.

Andrea rollte den breiten, überdachten Bürgersteig entlang. Einfache Arbeiter wischten die Hochfenster der Applemac-Filiale, die heute ihre Tore öffnen sollte, und ein schwächlicher Mann schleppte zwei geballte Abfallsäcke über die Straße. Das Leben in Emery, wo Gebäude entweder aus bunt bemalten Brettern oder Ziegeln bestanden, erwachte stets gemächlich. Sie passierte das Multiversum, den Allerhandshop des kauzigen Art Finnley. Dort gab es alles zu kaufen, was man fürs Überleben in der Wildnis oder dem Alltag brauchte, wobei sich in diesen Tagen die meisten Auslagen im Schaufenster auf das Valla-Valla bezogen.

Art, ein drahtiger Mann mit zusammengebundenen dunkelgrauen Haaren, saß auf einem Hocker, rauchte Pfeife und reinigte ein Set aus Discount-Dolchen. Sonst eher wortkarg, begann er an diesem Morgen sogar das Gespräch. «Hast du Senior Casillas gesehen?», fragte er ohne aufzuschauen.

Andrea bremste ab. «Deinen alten Schimmel? Was ist mit ihm?»

«Er ist letzte Nacht davongelaufen.»

«Du meinst, jemand hat ihm gestohlen.»

Er schüttelte den Kopf und hielt den Dolch prüfend hoch. «Ne, die Stalltüre steht immer offen.»

Sie lachte. «Warum wunderst du dich dann, dass er abgehauen ist?»

Art kniff die Augen zusammen. «Weil er nur dann die Fliege macht, wenn Böses im Verzug ist. So wie damals vor

drei Jahren, als uns das Unwetter heimsuchte.» Er begann den nächsten Dolch mit dem Tuch zu reiben. «Sei auf der Hut, Mädchen. Ich fürchte, dieser Stadt steht Ärger bevor.»

«Haha, wie gut, dass ich nicht abergläubisch bin.»

«Unglaube schützt vor Unheil nicht», brummte Art vielsagend.

«Und was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Schönen Tag, Art.»

Nachdem sie an einigen wunderschönen Herrenhäusern vorbeigefahren war, erreichte sie das Schulgelände. Gleich gegenüber befand sich der steinerne Sheriffposten, und weiter die Straße hinab, vorbei am Community Center und dem Feuerwehrdepot, endete die Rush-Street am Rush-Square. Dort thronte auf einem quaderförmigen Sockel die protzige Eisenskulptur des Schwarzen Wals, umgeben von der kleinen Holzkirche, dem Parkplatz des hässlichen Blechklotzes von Einkaufszentrum und der angrenzenden Bibliothek. Vom weitläufigen, mit Kopfsteinpflaster bedeckten Rush-Square führte die Hauptstraße durch einen kleinen Wald aus dem Städtchen hinaus zurück zur West-Coast-Road. Dort mündete eine zweite Verzweigung rechterhand in den Yacht-Hafen.

Lässig rollte sie durch eine breite Einfahrt auf den großflächigen Pausenhof des Emery College Institutes, einem klobigen, schmucklosen Gebäude, dem die Lustlosigkeit seines Architekten deutlich anzusehen war.

Ihre beste Freundin Chental ‚Chen‘ Whitlock stand inmitten der Schülergruppen herum und freute sich mit großen braunen Augen über ihre Ankunft. Die langen braunen Haare hinter die Schultern gelegt, die Arme um ihre Schulbücher geschlungen, ein breites erleichtertes Lächeln im Gesicht. Sie gehörte am Institut eher zu den Außenseitern, was mitunter auch ihrem Kleidungsstil geschuldet war, der ziemlich aus der konservativen Reihe tanzte. Bei Chental kam zusätzlich hinzu, dass sie eine Wicca, also Anhängerin einer jungen Naturreligion war, was

sie mit ihren Strickmuster-Klamotten und den Federn an ihrer Wollmütze stolz zur Schau stellte.

Chen wohnte mit ihrem Vater in einem kleinen Häuschen in der Altstadt. Sie hatten sich kennengelernt, weil ihre Mum als Putzfrau jobbte und sich in der Zeit nach ihrem Zuzug um die Reinigung und Instandhaltung ihres Hauses gekümmert hatte. Weil Mum ständig auf Reisen war, Jake zu faul und sie selbst zu klein für die Arbeit. Vor einigen Jahren jedoch war Chens Mutter davongelaufen und seither lebte ihr alkoholkranker Vater von Sozialhilfe. Der Wicca kam es häufig so vor, dass sie für den Umstand von den anderen Schülern am Institut verachtet wurde, besonders von jenen mit reicheren Eltern, die leider die Mehrheit stellten.

Für Andrea allerdings war das Gehabe der Rich Kids einfach nur peinlich. Wer in einem Kaff am äußersten Ende der westlichen Zivilisation, umgeben von Regenwald und fast hundert Kilometer von der Hauptstadt entfernt wohnte, der hatte sich gefälligst nicht für einen Botschafter des modischen Zeitgeistes zu halten.

Andrea gab ihr zur Begrüßung einen Schmatzer. «Hast du Larsens Ansprache in der Glotze gesehen?»

Chen schüttelte den Kopf. «Wir haben doch seit drei Wochen keinen Fernseher mehr. Was hat er denn gesagt?»

«Ach, er hat schon wieder mit der alten Wikinger-Saga angefangen.»

Chen verdrehte die Augen. «Dann ist ja wohl klar, was wir uns heute während der Geschichtsstunde anhören müssen.»

Ein Skateboard kam laut vor ihren Füßen zu stehen. Es trug Aileen ‚Aila‘ Archer. Wie immer um diese Frühe hatte sie die Kapuze ihrer dunkelblauen Nylon-Regenjacke weit über die blonde Mähne gestülpt und zog eine Miene, als hätte der Hund die Katze gefressen.

«Guten Morgen», frohlockte Andrea, die der Anblick meistens belustigte.

«Schön wär's», zischte Aileen und klemmte ihr Marken-Skateboard unter den Arm. «Ich fürchte, wir müssen bereits

heute ran.»

Chen reichte ihr einen Donut, den Aileen sofort ergriff, um herzhaft hineinzubeißen. Es war Chens bevorzugte Taktik, um ihre Freundin zum Schweigen zu bringen, wann immer sie mit schlechter Laune aufkreuzte. Das klappte meistens, da Aileen ein Schleckmaul erster Güte war. Noch bevor sie das Gebäck vertilgt hatte, schob Andrea sie sachte Richtung Vampirium.

«Mein Dad hat gehört, dass Larsen mächtig Geld in das Wikingermuseum stecken will», sagte Chental, während sie die Stufen hinauf stapften.

«Wikingermuseum?», schnaubte Aileen. «Das heißt dann wohl, dass unser Skatepark für immer ein Wunschtraum bleiben wird.»

«Wir zwei sind ja auch die einzigen, die Rollbretter besitzen», gab Andrea zu bedenken.

«Noch.» Aileen stieß trotzig den Flügel der Eingangspforte auf. «Aber, wenn die Anlage erst stünde, würden sich die anderen Kids auch dazugesellen. Beschwerst sich der Sheriff denn nicht ständig darüber, dass wir in der Mall rumhängen?»

«Welche Konzerte wollt ihr euch am Wochenende anschauen?», fragte Chen. Wohlwissend das Thema wechselnd, weil sich Aileen nur zu gerne ins Skaterpark-Thema verbiss. Am Festival fanden die Gigs mehrheitlich in den Pubs statt, doch für den Samstagabend würde es eine Showbühne geben, für einige angesagte Bands vom Festland.

Aileen riss die Augen weit auf. «Disturbing Erwing darf ich unter keinen Umständen verpassen. Und auch von Poisonous Princess kann ich derzeit nicht annähernd genug kriegen.»

Ein Junge eilte ihnen entgegen. So rasch, dass er alle paar Meter seinen Mitschülern ausweichen musste und dabei beinahe gegen einen der Schränke gekracht wäre, die den Korridor beidseitig säumten. Es war Danny Harper, der